



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Münz, Bernhard: Adele Schopenhauers Tagebücher

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

war; etwa so, wie man gern sein wollte. Intimere Tatsachen vertraute man sehr häufig dem Papier nicht an. Der Graf Castiglione schreibt z. B. an seine Mutter: „Ich schreibe so offenherzig, weil ich meinen zuverlässigen Boten habe, sonst würde ich es nicht tun.“ Die sicheren Boten waren aber bei den beständigen Kleinkriegen eine Seltenheit. Man muß also zwischen den Zeilen lesen können — eine Kunst, die letzten Endes freilich jedes literarische Erzeugnis herausfordert, denn was läßt sich mit armseligen Worten allein auf dem Papier mitteilen?

Die Auswahl der Briefe ist ziemlich begrenzt: Petrarca, Boccaccio, Ariost, Lorenzo Medici, Machiavell, Castiglione, Federigo Gonzaga, Aretino, Tizian, Caterina da Siena, Alessandra Strozzi — das wären die bekannteren Namen. Ich vermisse neben Poggio, dem wir u. a. eine überaus farbige Schilderung deutschen Babellebens verdanken, den feinen Kopf Enea Silvio, der zu schlecht wegkommt, ferner ein paar geistreiche Charakterköpfe aus dem römischen Alerus; schließlich durfte auch Michelangelo nicht fehlen, mag er auch in eine spätere Zeit hineingewachsen sein, als die Sammlung zu charakterisieren unternimmt. Im ganzen charakterisiert sie, vom Verfasser klug ergänzt und zusammengehalten, vorzüglich.

Eugen Kalkschmidt



## Adele Schopenhauers Tagebücher



ie Schwester des berühmten Philosophen war ausgesprochen häßlich. Levin Schücking schreibt über sie in seinen Lebenserinnerungen (II 41): „Die Grazien waren von ihrer Wiege in einer wahrhaft empörenden Entfernung geblieben; die große, knochige Gestalt trug einen Kopf von ungewöhnlicher Häßlichkeit, der nicht im mindesten an den Philosophen erinnerte, sondern in ganz eigener Weise Viktor Hugos großes Wort ‚Le laid c'est le beau‘ zu bestätigen gewußt hatte. Er war rund wie ein Apfel, er wäre vom Typus der Tataren gewesen, wenn er in seiner eigensinnigen Originalität nicht jedes Typus gespottet hätte.“ „Aber,“ fügte er hinzu, „ein paar ernste, treue Frauenaugen leuchteten aus diesem Kopf, und niemand konnte sie kennen lernen, ohne sich bald von ihr angezogen zu fühlen, von einem Charakter von seltener, anspruchloser Tüchtigkeit und einer Bildung von ganz ungewöhnlicher Gründlichkeit und überraschendem Umfang.“

Eine gewaltige Tragik lastete auf ihrem Leben. Erst war sie häßlich und kränklich, doch in äußerlich glänzenden Verhältnissen, später gesellte sich noch die Armut hinzu, da alterte sie jung. Ihre Jugend verlief freudlos. Zwischen Bruder und Schwester stand die Mutter mit ihrem Groll gegen den Sohn, und zwischen Mutter und Tochter stand der böse Hausgeist Gerstenbergk, der Hausfreund der Mutter, in dem Adele instinktiv einen Feind witterte. Nach außen hin machte Haus- und Familienleben einen großartigen Eindruck: Die geistvolle Reise- und Roman-

schriftstellerin Johanna Schopenhauer, die Mutter, versammelte zweimal in der Woche in ihrem Salon eine Gesellschaft, die, wie sie sagte, „wohl so nicht wieder sobald sich zusammenfinden wird“, und die Freunde des Hauses mochten kaum vermuten, wie wenig heimisch die junge Tochter sich hier fühlen konnte. Sie stand mit ihrem reichen, nach Entfaltung drängenden Geiste, dem nach Liebe sich sehnenenden unausgefüllten Herzen allein in dem glänzenden Rahmen, ohne Aussicht, daß ein Umschwung zum Besseren erfolgen werde. Sie suchte Entschädigung in der Vertiefung in Literatur und Kunst, denn sie war eine entschiedene Feindin aller schwächlichen Melancholie, ob sie sie schon zu begreifen vermochte. Sie haßte alle weiche, träumerische Sehnsucht, bannte sie durch ernstes Studium; Wirken, Erkennen, Schaffen war der Born, aus dem sie Lethé trank. So rang sie sich zu einer erstaunlichen Höhe des Geschmacks empor. Amette von Droste-Hülshoff legte großes Gewicht auf ihr Urteil. Hermann Hüffer hat in seiner Biographie der Dichterin nachgewiesen, welchen nachhaltigen Einfluß der Verkehr mit Adele auf ihr Schaffen übte. Wie hoch Schücking die Kritik Adeles einschätzte, erhellt aus folgendem Briefe an sie: „Kommen Sie nach Münster, liebes Fräulein Adele, Sie sollen dann erst recht sehen, wie nett es hier eigentlich ist — nur ein Odiosum würde Ihnen dabei drohen, Sie würden ohne Gnade alles lesen müssen, was ich schreibe, und mir Ihr Urteil darüber sagen — das könnte allerdings einige Abschreckungskraft für Sie haben. Denn Sie müssen wissen, daß ich hier eigentlich niemand habe auf dessen Urteil ich so viel gäbe wie auf das Ihre; Sie müssen nicht glauben ich wolle Ihnen eine Schmeichelei damit sagen, denn gerade herausgesagt, es soll das nicht heißen, ich hielt Sie für viel klüger als Fr. v. Droste, die offenbar . . . uns beide in die Tasche steckt . . . wenn es auf eine originelle Erfindung und Ausführung ankommt.“

Sie war übrigens selbst schriftstellerisch tätig. Es erschienen von ihr zwei Romane: „Anna“ und „Eine dänische Geschichte“, sowie „Haus-, Wald- und Feldmärchen“. Und dabei war sie über die Maßen bescheiden, sie wollte es nicht gelten lassen, daß in ihr ein eigenes, angeborenes Licht leuchte. „Ich habe,“ pflegte sie zu sagen, „mit geistreichen Menschen gelebt, das ist's allein.“ Auf ihre literarischen Versuche legte sie wenig Wert, und doch verdienten die reizvoll und originell geschriebenen Märchen wohl, dem Staube der Vergessenheit entrisen zu werden.

Diese merkwürdige und eigenartige Persönlichkeit, in der ein so reiches Innenleben flutete, hatte wohl das Recht, Tagebücher zu schreiben. Sie umfassen die von ihr mit der Mutter zumeist in Weimar verlebten Jahre 1816 bis 1822. Kurt Wolff erwarb sich ein großes Verdienst, indem er sie zum erstenmal nach den bisher ungedruckten Handschriften herausgab und mit erklärenden Noten versah (2 Bände. Leipzig, Insel-Verlag, 1910). Die persönliche Art der Schilderung, die Menschenkenntnis und die scharfe Beobachtungsgabe Adeles machen diese Tagebücher zu einem wichtigen Quellenwerke des Weimarer Goethekreises, in dem sie ganz zu Hause ist. Sie sieht allen Mitgliedern dieses Kreises auf den Grund und weiß von ihnen Charakteristisches zu sagen. Bei dem Olympier geht sie aus und ein, sie gehört gewissermaßen zu seiner Familie, sie ist ihm lieb und wert, er sieht sie gern um sich und plaudert ungemein mild und freundlich mit ihr. Sie ist entzückt von seiner „erfreulich leichten“ Stimmung, in der heiterer, schöner Ernst und humoristische Einfälle immer nebeneinander hergehen. Sie

wollte, daß sie aufschreiben könnte, was er spricht; „doch liegt in dem wie so unbeschreiblich viel“. Sie ist ganz heimisch bei ihm, er sehr offen und beredt. Auf die liebenswürdigste Weise teilt er ihr seine Verse mit. Mitunter holt er Mappen seiner Sammlungen hervor, um mit dem häßlichen Mädchen, das für alles Schöne erglüht, die Blätter der italienischen Meister zu betrachten. Ihr feines Kunstverständnis löst ihm die Zunge. Welch künstlerisches Entgegenkommen er bei ihr findet, lassen die Notizen über ihre von Boissereés Sammlungen empfangenen Eindrücke erraten, welche davon Zeugnis ablegen, wie das siebzehnjährige Mädchen in der Zeit eines süßlichen und verblähten Kunstgeschmacks in die herbe Schönheit eines Jan van Eyck einzubringen und sie in sich aufzunehmen, sich anzuempfinden vermag. Seine Bilder scheinen ihr gegossen, „denn wie aus Licht zusammengestellt steht jedes formenklar deutlich in wunderbarer Farbenpracht und doch nicht bunt vor dem erfreuten Auge. Da ist kein ängstliches Gepinsel; so fleißig und rein alles ausgemalt ist, sieht man keinen Strich.“ Sie erpressen ihr den tiefempfundnen Seufzer: „Auf wie wunderbare Weise blüht das Leben der Kunst! Wenn ich mir diese Bilder wieder vorstelle, ist's mir noch immer wie ein Traum. Ein ganz neuer Zweig der Malerei stellt sich in ihnen mir dar, und es faßt mich ein tiefer Schmerz, daß auch diese Kunst mit so mancher anderen im Strudel der Zeit untergegangen ist. Waren doch die Alten andere Vögel als wir! Flogen weit und kühn, und man hörte nicht den Flügelschlag ewige Zeit vorher. Wir setzen von einem Baum zum andern, rufen Kuckuck dazu und meinen Wunder was wir täten.“

Adele ist von Goethes überquellender Güte und Aufmerksamkeit berauscht. Er läßt sich auch in eigener Person die Ausbildung ihres rezitatorischen Talents angelegen sein. Er teilt ihr die Rolle der „Tragödin“ für den berühmten Maskenzug vom 18. Dezember 1818 zu, studiert sie mit ihr ein und „weiß sie zum Unglaublichen zu vermögen“. In heller Begeisterung ruft sie aus: „Wie wunderbar ist die Gewalt dieses Mannes über die verschiedensten Gemüther, so hat er mir alle Ängstlichkeit zu nehmen gewußt, ich lerne in acht Tagen eine bedeutende Rolle, als wäre ich auf dem Theater groß geworden!“

Mit immer größerer Klarheit und Kühnheit lernt sie sich in des Altmeisters Gedankengang finden, mit großer Freude fühlt sie durch den Verkehr mit ihm alle ihre Geisteskräfte erhöht. Eines Tages disputiert sie mit ihm über die Komposition eines Romans und über die Stimmung, in die man sich versetzen müsse, um ihn zu lesen. Goethe bringt das Gespräch auf Walter Scotts Roman „Kenilworth“, die kluge Anordnung desselben, die Einsicht und die schöne Haltung der Mittelpersonen und Hauptcharaktere. Er hält Adeles Einwürfen entgegen, daß das englische Volk historische Wirklichkeit verlange, und läßt sich dann vernehmen: „Weißt du, warum es mir ganz unmöglich gewesen wäre, das Buch zu schreiben? Ich hätte mich nie entschließen können, die arme Heldin in so unterdrücktem Zustande durchs ganze Werk durch zu erhalten, man interessiert sich durchaus ihres unbeschreiblichen Leidens wegen für sie, das war meiner Natur nicht möglich, und so blieb das Buch ungeschrieben.“ Auf die Unterhaltung über Walter Scott folgt eine Äußerung Goethes über die Mißgriffe der Nachahmungen seiner Mignon, die er ganz empfunden und erfunden habe. Diese Äußerung ist angesichts der mannigfaltigen Versuche, ein Modell für Mignon zu finden, von großer Wichtigkeit.

Im Mittelpunkte der Tagesbücher steht Adeles Herzensfreundin Ottilie von Pogowitsch, die nachmalige Schwiegertochter Goethes. Ihr Leben wird durch sie ausgefüllt, sie behandelt sie als ihre bessere Hälfte. Sie kann es nicht fassen, daß sie sie mit einem andern teilen, sie an August v. Goethe verlieren soll. Aber sie steht nur zu Gott, daß er das Füllhorn des Segens über Ottilie ausschütte. Es will dem hellsehenden Mädchen nicht aus dem Sinn, daß Ottilie ihren Bräutigam lieb hat, aber nicht liebt, und daß zwischen den Verlobten keine Wahlverwandschaft besteht. Eine stille, ernste, matronenartige Nüchternheit überkommt sie bei dem Anblicke der zahlreichen Mißverständnisse, Launen und Härten, durch die sie sich ihr junges Leben verbittern. Sie lullt sich schließlich in die Hoffnung ein, daß Ottilie auf den Gatten wirken wird; aber die Hoffnung geht nicht in Erfüllung, sie muß sich resigniert eingestehen, daß bei ihm eine Häutung nicht zu erwarten ist. Wie Ottilie die Gelbin, so ist Ferdinand Heintze, später Polizeipräsident und Kurator der Universität zu Breslau, der Held der Tagebücher. Ihre Neigung zu ihm war hoffnungslos, dennoch blieb er unbeschränkter Herr ihrer Seele. Es versteht sich von selbst, daß die Tagebücher auf das Verhältnis Artur Schopenhauers zu Mutter und Schwester neue Streiflichter warfen. Sie vertraut den geliebten Blättern an, wie die Mutter den einzigen Sohn herzlos dem Hausfreunde opfert, wie sie alle unter Gerstenbergks Launen und Willkür zu leiden haben, wie sich Johanna doch nicht von ihm trennen kann und sogar eine Verbindung zwischen ihm und Adele zu wünschen scheint. Und Adele krankt an diesen unreinen Verhältnissen, sie leidet unter der natürlichen Entfremdung zwischen Artur und den Seinen.

Die Verfasserin ist eine Lebenskünstlerin. Sie ist, wie sie sich einmal nennt, die starke Adele und sie verkörpert die Sentenz, daß wahre Klugheit mild ist. Nur ab und zu regen sich leise Schmerz und Ingrimm in ihr, sie fühlt sich verlassen und verwundet. Sie vergleicht in sinniger Weise die Wünsche mit Kindern: sie scheinen einer andern Welt zu gehören und sehen so ernst über Blumen und Sterne hin, aber sind sie einmal recht munter und wach geworden, so wollen sie die ganze Erde und toben und laufen, und die alte Wärterin Vernunft rennt hinterher und kann sie nicht halten und zügeln. Im Zusammenhange damit richtet sie die vorwurfsvolle Frage an das Schicksal: „Wer konnte glücklicher werden als ich, wer konnte besser lieben als ich und, ohne Stolz sage ich's, liebend glücklicher machen?“

Es fehlt in den Tagebüchern nicht an poetischen Wendungen und Gedanken. Auch Witz, Humor und Satire würzen sie. Es weht in ihnen etwas von der Luft, in der die gewaltigen Gedanken des Olympiers zu Gestalt und Leben gediehen.

Bernhard Münz

